Schiller's

Briefwechsel

mit dem Herzog

Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Schiller's
Briefwechsel

mit dem

Herzog
Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Eingeleitet und herausgegeben

von

F. Max Müller,
Professor in Oxford.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1875.

Wenn wir im geräuschvollen, ja betäubenden Treiben der Zeit, in der wir leben, uns dann und wann einige stille Stunden erkämpfen und in den Gedenkbüchern unserer Väter und Großväter nur etwa hundert Jahre zurückblättern, so tritt uns eine Welt entgegen, die oft mehr wie Dichtung als Wahrheit aussieht. Nicht nur die Männer und Frauen scheinen aus einem andern Geschlechte zu stammen, es weht ein ganz andrer Geist durch ihr Leben, durch ihr Fühlen, ihr Denken und Schaffen. Wie die Griechen von einem goldenen Zeitalter sprachen, um es

von der eisernen Gegenwart zu unterscheiden, so fühlen auch wir, daß die Menschen vor hundert Jahren aus ganz anderem Stoff gemacht waren, als wir es sind. Geister wie Schiller und Goethe könnten in unsrer Atmosphäre kaum noch athmen; Dinge, die zu ihrer Zeit möglich waren, sind uns kaum noch begreiflich. Die Welt ist hart und eisern geworden; damals war sie goldig und weich. Die Menschheit hatte Flügel, Glauben an Ideale, und gehoben von ihnen schwebte sie hinweg über die rauhen Pfade des Lebens, den Blick in das Blaue, in das Ueberirdische, in das Ewige gerichtet. Wir marschiren zu Fuß durch Dick und Dünn, die gerade, staubige Pappelallee des Geschäftes und Berufs entlang, und unser Blick reicht kaum noch bis an die alte Brücke, die uns doch endlich, mögen wir es wollen oder nicht, in das Blaue, in das Ueberirdische, in das Ewige hinüberführt.

Wer es sich vergegenwärtigen will, was für eine schöne Welt dort untergegangen, wie klein und doch wie groß das goldene Zeitalter vor hundert Jahren war, der gehe doch einmal nach

einer schwülen Abendgesellschaft in unsern Haupt- und Residenzstädten, wo man Alles hat, was Geld erkaufen kann, nur nicht Menschen, — nach der alten Wunderstadt von Weimar. Mit den feenhaften Bildern seiner Jugend, wie er sie aus Goethe's und Schiller's eigenen Schilderungen geschöpft, suche er nach den Palästen und Villen, nach den hellen Fenstern, nach den hohen Treppen mit ihren Nischen und Bildsäulen, nach den Borkenhäusern, nach den Sammlungen von Kunstwerken, Waffen, Naturalien, Büchern; ja er steige in die Gruft hinab, die reichste auf Erden, wo Carl August in Mitten von Goethe und Schiller ruht: — Staunen und Wehmuth werden ihn ergreifen, wenn er die armselige Bretterbühne des Lebens betrachtet, auf der jene Heroen einst wandelten. In diesem Stübchen wohnte Schiller, auf diesem Bette schlief Goethe! Jetzt würde kaum ein Diener damit zufrieden sein. Und hier, wo Alles jetzt so klein, so still, so freudlos scheint, hier schäumten und spritzten einst die Wogen des Geistes so hoch, daß der Wellentanz in immer wachsenden Kreisen bis

an die fernsten Gestade der Erde schlug. Hier glänzte der schöne Götterfunke, die Freude am Leben, hier wüthete der Uebermuth, hier schwelgte die Liebe, hier bäumte sich der Genius, daß die Alltagsmenschen vor Angst die Augen zudrückten und zur Seite traten; und hier klärte und verklärte sich doch endlich Alles, noch ehe die Sonne am Mittag stand, zu weiter Meeresstille und glücklicher, glorreicher Fahrt. Ja, das Leben war dort und damals so reich, so sonnig, so himmlisch, wie Menschen es nur machen können durch sich, durch Geist, durch Kunst und Liebe. Es fehlte auch dort nicht an Schatten und Dunkel, denn auch die großen Menschen können nicht immer groß sein, und wenn sie fallen, so „thun sie einen großen Fall".

Goethe hatte seine kalten, lieblosen Stunden. Er konnte selbst gegen Schiller den Geheimrath spielen. Aber wer konnte sich herrlicher über seine Schwächen erhaben zeigen als Goethe, nachdem er in dem lange gemiedenen Schiller den lang gesuchten, ebenbürtigen Freund erkannt? Auch Schiller litt an engherzigen Anfällen.

Bald dürstet er nach Goethe, bald ist er in seiner Nähe unglücklich. Bald fühlt er sich wohl im Nimbus des Hofes, bald schämt er sich der Sinnestäuschung, die ihm das Gewöhnliche in falschem Glanze erscheinen ließ. Schiller's Geist litt an Schiller's Körper, und wie wahr, wie rührend drückt er das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche, das Leiden und den Kampf seines Genius aus, wenn er sagt, „es ist schwer für einen kranken Menschen, gut zu sein".

Freilich war Wieland in seiner Jugend wie in seinem Alter voll von Schwachheiten, aber wo haben wir jetzt einen so liebenswürdigen Alten, wie er war, Alles hinnehmend, selbst unverdienten Tadel leicht verzeihend, das Alte und Vergangene schätzend und rühmend, aber auf noch Schöneres hoffend für die Zukunft? Wie bezeichnend für ihn, den Günstling der Großmutter, wenn er in seinem 72. Jahre, bei Ankunft der Großfürstin Maria Paulowna, der Braut ihres Enkels, des Erbprinzen von Weimar, ausruft: „Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden

Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalia vor mehr als 40 Jahren angefangen hat.“

Herder war stolz, oft unzufrieden, vielleicht nicht frei vom schlimmsten aller menschlichen Uebel, vom Neid; aber der alte Riesengeist bricht immer wieder durch, und wo haben wir jetzt einen General-Superintendenten, so willig, den himmlischen Hauch in aller Poesie, den heiligen Geist in aller Religion, das Göttliche in allem Menschlichen anzuerkennen?

Es finden sich ja auch wol jetzt noch schöne Seelen und gnomische Hofdamen, aber wo haben wir eine Gnomide wie die Göchhausen? wo eine Seele aus so feinkörnigem Marmor wie die Frau von Stein?

Es fehlt uns auf deutschen Thronen nicht an kühnen, geistreichen Fürstinnen, aber wo lebt eine Amalia, eine Louise? Wir haben Fürsten,

die mehr als Fürsten sein wollen, aber wo ist die robuste Kraft, der Schwung, die Wahrheit, die Treue eines Carl August?

Man wagte viel damals. Warum? Weil man sich selbst, noch mehr, weil man den Andern traute. Man schuf das Größte aus dem Kleinsten. Die Seele besaß noch die bezaubernde Vergrößerungskraft, die alles Irdische zum Himmlischen erhebt, die das Leben als das schönste Geschenk des Himmels fühlt, das man gar nicht genug lieben, schätzen, gar nicht genug, so lange es währt, in vollen Zügen genießen kann.

Um diese heroische Vergangenheit unsers Volkes in ihrer ganzen Fülle zu würdigen, brauchen wir die Gegenwart nicht tiefer herabzusetzen, als sie wirklich ist. Dem Historiker gilt es nur, die Thatsache festzustellen, daß jene Heroen von andrem Schrot und Korn waren als *οἷοι νῦν βρότοί εἰσιν*. Unser Leben ist nüchterner geworden, aber auch ernster; härter, aber auch geduldiger; wir haben weniger freundliches Licht, aber auch weniger Irrlichter; weniger Jubel und Genuß, aber vielleicht auch weniger Thränen

und Seufzer. Fest steht, wir sind nicht mehr derselbe Schlag wie vor hundert Jahren. Nicht nur die Alten, nein, ebenso, und oft noch mehr, die Jungen sind alt geworden mit dem Jahrhundert. Hoffen wir trotz alledem, hoffen wir, wie der alte Wieland, auf eine neue Jugend des deutschen Geistes, schöner noch als die, welche uns aus den Werken unsrer Classiker verklärt entgegen strahlt. Und wenn wir selbst nach Jugendmuth und Jugendkraft uns sehnen, schöpfen wir Frische, auch in dieser geistig dürren Zeit, aus dem lebendigen Bronnen der Geschichte, der uns erquickt wie die Erinnerung schöner Jugendträume, und Jeden, der es nur will, in eine Welt versetzt, an der sich auch der Seelenmüde erholen, erheitern und erheben kann.

Es ist noch nicht hundert Jahre her, da veranstaltete der dänische Dichter Baggesen ein Fest, dessen Erzählung, so oft wir sie in den zahlreichen Lebensbeschreibungen Schiller's lesen, uns immer wieder wie eine Mythe klingt. Der schwärmerische Däne war im Jahre 1790 von der Schweiz auf seinem Heimweg nach Jena

gepilgert, um den Professor Schiller persönlich kennen zu lernen. Schiller selbst war leidend und wol gegen den überschwänglichen Enthusiasmus des dänischen Besuchers etwas abgeschlossen. Baggesen aber knüpfte einen Freundschaftsbund mit Reinhold und erfuhr wol durch ihn die kläglichen Verhältnisse, in denen Schiller mit seiner jungen Frau zu leben hatte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, predigte Baggesen Schiller und nichts als Schiller. Wie er es that, kann man sich vorstellen, wenn man liest, wie er „unsere philosophischen Messias, die Christus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde" zusammenwürfelt. Trotz alledem predigte er weiter und fand Zuhörer, die er schnell zu seinem Glauben bekehren konnte, unter ihnen den dänischen Staatsminister, Graf Schimmelmann, seine Frau, und vor Allen den Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Baggesen war nicht zufrieden damit, aus Schiller's Dichtungen vorzulesen, er ersann sich eine Schillerfeier, die im Juni in Hellebek, einem schön gelegenen Seeort, einige Meilen nördlich von Kopenhagen, „am

donnernden Weltmeer," gehalten werden sollte. Dort sollte das Lied an die Freude gesungen, Scenen aus Schiller's Werken vorgelesen und vorgestellt werden; man wollte in Natur und Dichtung schwelgen, so wie man es damals nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark verstand. Da plötzlich, als man schon im Abreisen war, kam die Nachricht nach Kopenhagen, daß Schiller gestorben sei, ein Gerücht, das auch in Deutschland damals weit verbreitet war. Baggesen, von Schmerz überwältigt, sinkt seiner Frau in die Arme. Die Freunde können sich aber zu Haus nicht beruhigen, sie müssen an's donnernde Weltmeer. Alle Vorbereitungen zum Feste waren getroffen, und obgleich auch der Himmel gegen das Fest verschworen schien und ein Gewitter wüthete, brach man auf nach Hellebek, um dort die Freudenfeier in eine Todtenfeier umzuwandeln.

Schon auf der Hinfahrt klärte der Himmel sich auf, die See glänzte im Sonnenschein, der mächtige Kullen blickte majestätisch von der schwedischen Küste herüber, und in ernster, weh-

müthiger Stimmung setzten sich die Freunde zum Mahl. Man erholt sich allmälig von dem Schrecken, Minister und Dichter mit ihren Frauen und Freunden erwärmen sich am Feuer des Weins, und als der richtige Augenblick gekommen, erhebt sich Baggesen und trägt des todten Dichters Lied an die Freude, „Freude, schöner Götterfunken", den versammelten Freunden vor. Musikchöre, die im Grünen versteckt waren, fielen ein, alle Anwesenden stimmten den Chorgesang an, und zum Schluß trug Baggesen die beiden folgenden Verse vor:

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hellas Himmelhain.

Chor.

Jede Hand empor gehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein,
Bis zum Wiedersehn dort oben.

Es war noch nicht genug! Schäfer und Schäferinnen erschienen im Balletcostüm und führten einen Reigentanz auf. Alles unter freiem Himmel. Man las, man sang, man jubelte,

man weinte, man konnte sich nicht trennen. Das Todtenfest währte drei ganze Tage.

Klingt das nicht wie griechische Mythologie? Und doch ist es nur 80 Jahre her, daß Staatsminister mit ihren Freunden ein solches Fest im Freien feiern konnten. Man hat viel über dieses Fest gelächelt, aber die Menschheit verdankt diesem Feste die schönsten, reichsten Früchte des Schiller'schen Genius.

Schiller war zu damaliger Zeit wirklich todtkrank, und auch als er sich wieder erholte, geistig todtmüde. Er war in der Wüste des Lebens dem Verschmachten nahe. Zwar war er gestärkt von dem Karlsbad, wie er es nannte, nach Jena zurückgekehrt, aber die Sorgen hingen wie dunkle Wolken an seinem Himmel, und es schien, als ob Don Carlos das letzte Kind seiner Muse bleiben sollte. Da traf zuerst ein Brief von Baggesen an Reinhold ein, der das dem lebenden Dichter gefeierte Todtenfest beschrieb. Man zeigte Schiller den Brief, der ihm das Bewußtsein gab, wie er, der Unglückliche, oft an sich selbst Verzweifelnde, in der Nähe und

Ferne verehrt und geliebt werde. „Ich zweifle,“ schrieb Reinhold, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe.“

Aber noch schönere, frischere „nektarische Blumen“ sollten für Schiller auf fernem dänischem Boden erblühen. Baggesen theilte dem Minister alles mit, was er von der drückenden Lage Schiller's wußte; der Minister theilte es dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg mit, und am 27. November 1791 wurde von beiden Männern ein Brief an Schiller gerichtet, der, so oft man ihn liest, uns mit Bewunderung, nicht nur für die edelmüthige Freigebigkeit, sondern noch weit mehr für den hohen, edlen Sinn, den feinen Tact und die wahre, warme Menschenliebe dieser Männer erfüllt.

Es fehlt auch jetzt nicht an Männern, die in der Stille denselben Gebrauch von ihrem Reichthum machen. Mir selbst ist einmal eine größere Summe zu einem ähnlichen Zwecke, und ich kann wol sagen, mit ähnlichem, gutem Erfolge, zur stillen Beförderung anvertraut worden. Aber

welcher Herzog, welcher Minister schreibt jetzt einen solchen Brief?

Und man glaube nicht etwa, daß dieser Brief von einem geistreichen Privatsecretär verfaßt war. Ich theile ihn hier zum ersten Mal aus dem Concepte von der Hand des Herzogs mit, ohne etwas an der Orthographie oder am Styl des Originals zu ändern. Ich bemerke nur, daß einige Stellen erst jetzt ihre richtige Gestalt gewinnen. So z. B. schrieb der Herzog im ersten Satze: „Den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte.“ Wie ein vernünftiger Mann, scheute er sich nicht, dasselbe Wort zwei, ja drei Mal zu gebrauchen, wenn derselbe Gedanke so oft auszudrücken war. Nur ein Schulknabe würde meinen, daß etwas gewonnen werde, wenn man statt des zweiten „Werken“ ein anderes Wort gebrauche. Dennoch hat man beim Druck des Briefes entweder statt „Werken“ „Zwecken“ gesetzt, was keinen Sinn giebt, oder das Wort ganz ausgelassen. Noch schlimmer ist man mit

einem spätern Satze umgegangen. Der Herzog spricht von einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche ihm die Delicatesse von Schiller's Empfindungen einflößt. Er fährt dann fort: „Wir würden diese (d. h. die Delicatesse Ihrer Empfindungen) sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.“ Dies ist klar gedacht und scharf ausgedrückt. Statt dessen lesen wir in den bisherigen Drucken: „Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebileten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, ꝛc.“ Dies ist matt und verschwommen in der Auffassung wie im Ausdruck.

Doch hier ist der ganze Brief:

I.

Brief des Herzogs und des Grafen Schimmelmann an Schiller.

(Nach einer Abschrift des Concepts von der Hand des Herzogs.)

Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken [1]) stempeln konte. Sie fanden [2]) in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der

[1]) Zwecken. [2]) finden.

das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich sehr bald[1]) an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied Ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl der[2]) guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens. Wir fassen[3]) es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend[4]) edler[5]) und gebildeter[6]) Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

[1]) bei ihrer Lesung. [2]) von. [3]) faßten. [4]) in der Tugend. [5]) edlen. [6]) gebildeten.

Ihre, durch allzuhastige[1]) Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen[2]) Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll, allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns[3]) die Freude gönnen Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Rthlr. an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wissen dieß zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen mehr als die Gränzen **eines** Erdbals[4]) umfassen. Sie haben **hier** nur[5]) Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen[6]) Gebrauch ihrer Reich-

[1]) allzuhäufige. [2]) eine große. [3]) uns wohl. [4]) des Weltalls. [5]) haben nur. [6]) solchen.

thümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth [1]) fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe [2]) genießen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen [3]) für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handelsplatz [4]) ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind [5]) nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste unseres Staates [6]) angestelt zu werden [7]), so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennützig diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Be-

---

[1]) Stolz. [2]) Ruhe Ihres Geistes. [3]) Befriedigung. [4]) eine große Handelsstadt. [5]) sind hier. [6]) des Staates. [7]) seyn.

dingung[1]) zum machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freyen Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen Ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehen.

Schiller nahm das Anerbieten an, und wer Schiller's Geistesstimmung vor und nach Ankunft dieses Briefes genau betrachtet, dem wird es klar sein, daß wir seine Genesung, seinen wiederkehrenden Lebensmuth, die neue Entfaltung seiner schöpferischen Thätigkeit ganz allein dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann verdanken. Wir treten damit sowol dem Herzog von Weimar, als Schiller's Freunden, namentlich Körner, durchaus nicht zu nahe. Sie thaten, was sie konnten, Körner sogar mehr, als er konnte. Aber bei Allem, was sie für ihn thaten, fühlte Schiller den Druck der Schuld und der Verpflichtung. Hier kam die Hülfe wie vom Himmel, ja

[1]) Hauptbedingung.

noch schöner als vom Himmel, von Menschen, die ihn liebten und verehrten, die er persönlich nicht kannte, aber von Menschen, die so waren, wie er, der Dichter, einen Marquis Posa sich gedacht. Das Geschenk machte ihn nicht arm, sondern reich. Das Gefühl der Dankbarkeit drückte ihn nicht, sondern erhob ihn und feuerte ihn an, durch neue Thaten sich der Liebe seiner unbekannten Freunde nur noch würdiger zu machen. „Nicht an Sie," so schreibt er selbst, „sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege."

Was Schiller selbst auf diesem Wendepunkt seines Lebens fühlte, wußten wir bisher hauptsächlich aus seinem Schreiben an Baggesen; und auch dieses muß der Vollständigkeit wegen hier von Neuem abgedruckt werden. Es ist vom 16. December 1791.

II.

Brief Schiller's an Baggesen.

Jena den 16. Dec. 91.

Wie werd ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein

Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortreflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenen Maaß von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichre Zukunft macht mir bessre Hoffnungen. Der großmüthige Bei-

stand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich von freyen Stücken entschließt, dasjenige bey mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn die Handlung eines großdenkenden Herzen zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist,

wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor 10 Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, eh ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten

nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hält, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bey aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes, unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke andrer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwey oder drey stille Jahre gegeben, die ich frey von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zei-

tigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfieng, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabey war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr gieng zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hofnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wieder-

hohlen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dännemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst; ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freye Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlohrene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharr-

lichkeit nicht fehlen, die Hofnungen zu rechtfertigen, die zwey vortrefliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist — und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweyte Hälfte Ihres Wunsches — theurer vortreflicher Freund, warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen sobald als Sie wünschen auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich

nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Academie zu bezeigen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches seyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsch nicht entgegen seyn, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bey Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere sorgen.

Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe seyn, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, und meinen halberstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen wird stets ein Bedürfniß meines Herzens seyn.

Nie so lang ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese Absicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erhohlen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren frische nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang selbst! Er war für den Abgeschiedenen bestimmt und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie diesen langen Brief, mein vortreflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zu Eröfnung unserer Correspondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einem mal mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch

eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andre Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuren Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Correspondentin gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwey glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide, schnell doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Gestalten sind lang verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

So oft ich diese Briefe las, so oft sagte ich mir: Was für ein Verlust, daß der Briefwechsel zwischen dem Herzog und Schiller nirgends vorhanden ist. Daß eine solche Correspondenz Jahre lang fortgeführt wurde, ist bekannt, ebenso daß Schiller's „Aesthetische Briefe" zunächst in

Briefen an den Herzog abgefaßt waren. Aber diese ganze Correspondenz, hieß es, war im Brande des Schlosses in Kopenhagen verloren gegangen. Jedoch auch nach diesem Brande dauerte der Briefwechsel fort. Wo sind also diese spätern Briefe hingekommen? Vergebens suchte ich nach Auskunft, bis ich mich endlich bei Abfassung eines Aufsatzes über Schiller (Essays, dritter Band, pag. 73; Leipzig, Engelmann.) an den Enkel des Herzogs, den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein wandte, und S. K. H. ersuchte, Nachforschungen nach diesen Briefen im Hausarchiv der herzoglichen Familie anstellen zu lassen. Er sowohl wie der ältere Bruder des Prinzen, der jetzige Herzog von Schleswig-Holstein, nahmen beide das wärmste Interesse an der Sache, und ich kann heute den Freunden Schiller's wenigstens einige der verloren geglaubten Schätze mittheilen. Es fehlt noch immer Vieles. Die Hoffnung ist nicht aufgegeben, daß dieser oder jener Brief noch zum Vorschein komme. Aber schon was jetzt wiedergewonnen, sollte der Oeffentlichkeit nicht länger

vorenthalten werden, und wird also hier, mit Erlaubniß des Herzogs, dem Druck übergeben.

Hier ist zunächst der erste Brief, welchen Schiller, drei Tage nachdem er an Baggesen geschrieben, an den Herzog und den Grafen Schimmelmann richtete:

III.

Brief Schiller's an den Herzog und den Grafen Schimmelmann.[1])

Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwey edle Nahmen in Einen, und zwar in Denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie Sich selbst in Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß bey welchem ich mir diese Freiheit nehme,

[1]) Diese Briefe sind hier genau so abgedruckt, wie sie mir in einer sorgfältigen Abschrift der Original-Briefe vorliegen. Die Briefe selbst waren mir nicht zugänglich, woraus sich eine Ungenauigkeit im Datum des Briefes vom 19. März 1795, nicht wie in der Abschrift 1793, erklärt. Ich habe weder an der Orthographie noch an der Interpunction zu ändern gewagt.

ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine idealische Verhältniß, worein Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Ueberreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwey schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art mit der Sie es thun, befreyt mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröthen müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie g e b e n, glaube ich, e m p f a n g e n zu können. Ihr Zweck dabey ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie Sich in

dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Ueberzeugung, von mir verstanden zu seyn, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaubte ich mir, dieß zu sagen.

Aber der nahe Antheil, den ein allzupartheyisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmüthigen Entschließung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir ertheilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen legen mir gegen Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der

innigsten Liebe. Wie stolz machen Sie mich, daß Sie **meiner** in einem Bunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasm fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist **die** Begeisterung, welche in Thaten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Thaten **geweckt** zu haben. Wahrheit und Tugend mit der siegenden Kraft auszurüsten, wodurch sie Herzen sich unterwürfig machen, ist alles was der Philosoph und der darstellende Künstler vermögen — wieviel anders ists, die Ideale von beiden in einem schönen Leben zu realisiren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des **Fiesko** antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben **gethan**, was ich nur **mahlen** konnte!" —

Aber, wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selbst der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erscheinung,

wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegentheil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Mahler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem innern verklären und seinen Schilderungen zu Grunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Uebernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie Sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmüthigen Unterstützung seyn. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählig wieder zu gewinnen, und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Climas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich

noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird zu heben seyn. Unter den vielen Entbehrungen, wozu sie mich verurtheilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwey Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und, wie diese, meinem Dank unerreichbar sind. In dieser schönen Zukunft zu leben und mit seinen Wünschen und Träumen diesem Zeitpunkt voran zu eilen, wird bis dahin die liebste Beschäftigung seyn

Ihres tief verpflichteten und
ewig dankbaren

Jena, 19. Dec. 91. Fridr. Schiller.

Die Antwort des Herzogs, damals noch Erbprinzen, von Schleswig-Holstein-Augustenburg, befindet sich im Privatbesitz eines Auto-

graphensammlers, und ist mir leider nicht zugänglich. Sie ist vom siebenten Januar 1792 datirt.

Im August des Jahres 1793 erhielt Schiller einen andren Brief vom Herzog, aber sowohl der Brief als Schiller's Antwort sind verloren. Sechs andere Briefe, die Schiller im Laufe des Winters von Ludwigsburg nach Kopenhagen schickte, sind gleichfalls verschwunden, doch ist Hoffnung da, daß sie sich wieder finden werden. Das nächste, was wir besitzen, ist ein Schreiben von Schiller, vom 10. Juni 1794, als Antwort auf einen Brief des Herzogs vom 4. April desselben Jahres. Dieser Brief ist im Privatbesitz desselben Sammlers und wird bald der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ein früherer Brief des Herzogs jedoch scheint nie an Schiller gelangt zu sein, und er entschuldigt sich deshalb beim Herzog.

IV.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Prinz!

Das gnädige Schreiben Euer Durchlaucht an mich vom vierten April d. J. welches an den Rath Reinhold beygeschlossen war, ist wegen der früher erfolgten Abreise des letztern aus diesen Gegenden nach Kiel zurück, und von da erst aufs neue hierher gelaufen, wo es mir vor einigen Tagen in die Hände kam. Dies allein ist Ursache, gnädigster Prinz, daß ich den Inhalt desselben erst heute beantworten kann.

Ew. Durchlaucht erwähnen darin eines

Schreibens an mich, das bis jetzt noch unbeantwortet sey. Dies beunruhigt mich sehr, da ich von keinem neuern Brief Ew. Durchlaucht an mich weiß, als der mir im August vorigen Jahres nach Schwaben ist nachgeschickt worden. Daß aber dieser Brief nicht unbeantwortet geblieben, dieses bezeigt eine Copie des meinigen die ich zurückbehalten habe, und eine Anzahl von sechs andern Briefen, die ich in dem verflossenen Winter von Ludwigsburg aus an E. Durchlaucht abgehen ließ, und welche die Fortsetzung meiner Betrachtungen über das Schöne und Erhabene enthalten. Entweder müßten also meine Briefe, oder das Schreiben von Ew. Durchlaucht an mich verloren gegangen seyn. Der erste Verlust ist nicht sehr bedeutend, besonders da ich alle meine Briefe aus Abschriften wieder herstellen kann; aber jede Zeile, die von der Hand Ew. Durchlaucht an mich verloren geht, ist ein Verlust, den nichts mir zu ersetzen im Stande ist.

Die Nachricht von dem unglücklichen Brande in Kopenhagen, der die königliche Burg in die Asche legte, war sehr erschütternd für mich, und mußte

es um so mehr seyn, da ich mir wohl vorstellen konnte, daß dieses Unglück auch Eure Durchlaucht sehr nahe mit betreffen mußte. Bey dem weisen und großmüthigen Gebrauche, den Sie von Ihrem Eigenthum zu machen pflegen, ist jeder Verlust, den Sie erleiden, ein Unglück für Tausende. Daß aber dieses physische Uebel so viele moralisch gute Folgen nach sich zog, muß jeden Freund Dänemarks und überhaupt jeden Weltbürger wieder mit den Beschlüssen der Vorsehung versöhnen; denn die Liebe eines guten Volks zu seinen Regenten, die bei dieser Gelegenheit sich so glänzend entdeckte, ist ein unendlich größeres Gut, als alles, was ein Raub der Flammen werden konnte. Dieser schöne Zug der Bürger Dänemarks, und die Bemerkung Ew. Durchlaucht darüber interessierten mich so sehr, daß ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten möchte, einen öffentlichen Gebrauch davon machen zu dürfen, weil es einen lehrreichen Wink für alle Regierungen enthält, und der Dänischen besonders ein sehr schönes Denkmal setzt.

Das Verlangen Ew. Durchlaucht, meine ver-

loren gegangene Briefe wieder zu besitzen, ist unendlich schmeichelhaft für mich, und ich werde keine Zeit verlieren, es zu erfüllen. Wie gern wollte ich, wenn meine Lage es erlaubte, meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit entsagen, um mich dem angenehmen Geschäfte, Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, ganz und ohne Einschränkung widmen zu können. Alles was ich erforsche oder bilde, sollte in einen Brief an Ew. Durchlaucht eingekleidet seyn, und in Ihrer für Wahrheit und Schönheit so empfänglichen Seele würde ich mit Freuden jede Gestalt meines Geistes und jede Empfindung meines Herzens niederlegen: ein Glück, um welches ich Baggesen oft und vielmals beneidet habe.

Mit den Gesinnungen der reinsten Verehrung und Devotion ersterbe ich

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 10. Jun. 1794. Fr. Schiller.

Der nächste Brief Schiller's vom 20. Januar 1795 enthält die Glückwünsche des Dichters zu der Ernennung des Herzogs als Unterrichtsminister in Dänemark.

Schiller bittet zugleich um Erlaubniß, die Briefe, welche er an den Herzog gerichtet, und die im Brande verunglückt waren, in neuer Fassung und vollendeterer Form seinem Wohlthäter zueignen zu dürfen.

V.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Mit dem lebhaftesten Antheil, den alles mir einflößt, was auf das Wohl der Menschheit Beziehung hat, habe ich die glückliche Veränderung vernommen, welche Euer Durchlaucht einen Ihrem hohen Verdienste gebührenden und Ihrem wohlthätigen Triebe so angemessenen Wirkungskreis eröffnet hat. Das Wohl vieler Menschen ist jetzt in Ihren Händen, und Ihr großes und edles Herz, welches von jeher aus eigener freyer Neigung für das Beßte der Menschheit thätig

war, hat nunmehr auch von dem Schicksal einen äußern Beruf und eine würdige Sphäre dazu erhalten. Wie würde ich das Geschick meiner deutschen Mitbürger preisen, wenn es überal einer solchen Fürstenhand anvertraut wäre, und mit welcher Sicherheit könnte man sich alsdann für die Erfüllung aller der Volksglückseligkeit verbürgen, welche bis jetzt leider nur eine Idee der Philosophen und eine Phantasie der Dichter gewesen ist.

Die Achtung, die ich der Bescheidenheit Ihres Herzens schuldig bin, verstattet mir nicht, das Bild auszumahlen, das meine prophetische Einbildungskraft sich von der Regierung eines eben so gefühlvollen, als philosophisch denkenden Fürsten verspricht. Aber ich habe in dem Character des Don Karlos und Posas mein Herz reden lassen, und was ich dort nur als Dichter träumte, das spreche ich hier als Zeitgenosse Friedrich Christians mit der gegründeten Ahndung aus, daß alles das Gute, was nur immer die Umstände möglich machen durch Sie und in Ihrer Sphäre realisirt werden wird.

Längst schon war es mein Wunsch, den Gefühlen der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die mir in so hohem Grade von Eurer Durchlaucht sind aufgelegt worden, einen öffentlichen Ausdruck zu gestatten; aber ich wollte solches nur an der Spitze eines Werkes thun, das Ihres verehrten Namens nicht unwürdig wäre. Alle meine Kräfte verwende ich schon seit langer Zeit auf diese Arbeit, und wenn es mir nicht ganz mißlingt sie dem Ideal gemäß auszuführen, das ich mir vorzeichnete, so bitte ich Eure Durchlaucht um Ihre gnädigste Beystimmung, daß ich solche mit Ihrem Nahmen kröne.

Als ich im vorigen Jahre damit umging, eine Abschrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu besorgen, drangen sich mir so viele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, solche in ihrer ersten Gestalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deßwegen eine Verbesserung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunsch etwas hervorzubringen, das Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte

mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt zu geben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen zu erweitern.

Von dieser neuen Ausführung sind in der Schrift, die ich Eurer Durchlaucht ehrfurchtsvoll überreiche, einige Briefe abgedruckt, um darüber das Urtheil der Kenner zu vernehmen, ehe ich die letzte Hand an das Ganze lege. Möchten Sie, gnädigster Herr, in dieser kleinen Probe mein aufrichtiges Streben nicht verkennen, einer Schrift, die ich an Sie zu richten wage, alle Vollkommenheiten zu ertheilen, die mir erreichbar sind.

Mit tiefster Devotion und Ehrfurcht ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 20. Jan. 1795. F. Schiller.

Die ästhetischen Briefe, die nun in den Horen erschienen, wurden dem Herzog regelmäßig übersendet, und die nächsten Briefe Schiller's sind nicht viel mehr als Begleitschreiben zu denselben.

VI.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Ich habe es vor einigen Wochen gewagt, Ew. Durchlaucht das erste Stück meiner Monathschrift, welches den Anfang meiner aesthetischen Briefe enthält, in Unterthänigkeit zu überreichen. Erlauben Sie mir nunmehr, gnädigster Herr, Ihnen auch die fernere Fortsetzung dieser Schrift, der ich kein höheres Glück wünschen kann, als daß sie Ihres Beyfalls würdig seyn möge, zu Füßen zu legen.

Höhere Angelegenheiten, ich weiß es, als

diese litterarischen sind, beschäftigen jetzt Ihre Aufmerksamkeit; aber wenn Ihr Geist, nach wichtigern Geschäften, nach einer Erholung umher blickt, so dürfen sich die Musen Ihnen nahen und Sie finden im Genusse der Wahrheit und der Schönheit ein Vergnügen, das nur den Edelsten aufbehalten ist.

Möchte auch ich dem Geist und dem Herzen Eurer Durchlaucht etwas anzubiethen haben, das Ihrer nicht ganz unwürdig ist.

Mit unbegrenzter Devotion und Ehrfurcht ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 4. Maerz 1795. Fr. Schiller.

Es soll sich ein Brief des Herzogs an Schiller vom 10. März 1795 in der oben erwähnten Privatsammlung finden; die Antwort auf Schiller's Brief und auf seine Uebersendung der Fortsetzung der Horen ist aber die folgende:

VII.

Brief des Herzogs an Schiller.

Copenhagen d. 19. Maerz 1795.

(Nach dem Concepte von der Hand des Herzogs.)

Die beyden ersten Stücke der Horen und die diese beyden Stücke begleitenden Briefe habe ich erhalten. Es bedarf in der That einer Entschuldigung, daß ich Ihnen, werther Herr Hofrath, den Empfang derselben bis jetzt nicht angezeigt habe; allein gehäufte Geschäfte und öfteres Uebelbefinden haben mich den ganzen Winter über zu einem trägen Briefsteller gemacht. Mein verspäteter Dank ist indeß darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Er gebührt Ihnen

wegen der Gesinnungen die Sie gegen mich hegen. Möchte ich diese Gesinnungen doch einigermaaßen verdienen!

Ihre aesthetischen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da Sie aber wegen meiner Unbekanntschaft mit der Terminologie und wohl auch mit dem Inhalte der kritischen Philosophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erst bey wiederholter ruhiger Lesung verschwinden werden, so schweige ich lieber gegenwärtig noch über diese Briefe. Im Sommer, auf dem Lande mit mehrerer Muße und weniger Zerstreuung werde ich diese Lectüre wieder vornehmen.

Es ist mir eine nicht geringe Freude in Ihrer Denkart über das was der Menschheit Noth ist so viele Uebereinstimmung mit meinen Ueberzeugungen zu finden. Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß von einem Menschen ausgehen. Geschieht dies nicht, so wird jedes politische Gebäude, sey es auch noch so schön, in Kurzem verfallen und ungezähmten rohen Leidenschaften, vielleicht zu einer annoch bequemeren

Behausung dienen. Es kommt weniger auf die Form, es kommt auf den Geist an, durch welchen diese Form Leben erhält. Ist dieser Geist der Geist der Humanität, dann wird die Verbesserung erfolgen, die äußere Form mag beschaffen sein wie sie will. Diesen Geist der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, ist auch in Ihr Loos gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte daß Ihr neuestes litterarisches Unternehmen eben so wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten diese Beförderung seyn wird. Meine Interessen und meine Wünsche werden Sie stets begleiten.

Hierauf erwidert Schiller in einem Briefe vom 5. April 1795, der einige treffende Bemerkungen über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache enthält.

VIII.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

In dem Briefe vom 19. März, womit Euer Durchlaucht mich beehrten, lese ich die für mich höchst aufmunternde Versicherung, daß Ihnen die ersten Stücke meines neuen Journals nicht misfielen, ja daß ihre eignen Ueberzeugungen mit dem Haupt-Innhalte meiner aesthetischen Briefe übereinstimmend sind. Muthiger fahre ich nun in dieser Arbeit fort, und erbitte mir bloß Ihre gnädigste Erlaubniß, Ihnen jedes

neu herauskommende Stück dieser Zeitschrift überreichen zu dürfen.

Was Eure Durchlaucht in Ansehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, ist sehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit der Schriftsteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefsinnigkeit mit einer faßlichen Diction zu verbinden. Aber noch ist unsere Sprache dieser großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftsteller vermögen, ist auf dieses Ziel von Form hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu sehr vor der scharfen, oft spitzfindigen Bestimmtheit, welche dem Philosophen so unentbehrlich ist, und die Sprache der Gelehrten ist der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es ist das Unglück der Deutschen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs zu werden, und noch lange wird sie die übeln Folgen dieser Ausschließung empfinden.

Sollte es mir indeß auch nur im Kleinen

gelingen, zu Ausbreitung philosophischer Begriffe im Kreise der schönen Welt beyzutragen, so würde ich jede Anstrengung, welche meine Untersuchungen mich kosten für reichlich belohnt achten.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 5. April 1795. F. Schiller.

Am 9. Juni desselben Jahres schreibt Schiller von Neuem, indem er dem Herzog das fünfte Stück der Horen übersendet und das sechste mit elf neuen ästhetischen Briefen ankündigt.

IX.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

Wie sehr wünschte ich, daß die Horen, davon ich Ew. Durchlaucht das fünfte Stück zu Füßen lege, Ihrer fernern Aufmerksamkeit nicht unwerth befunden werden möchten. An meinem Eifer das Gute zu sammeln, wo ich es nur irgend finde, fehlt es nicht, aber so reich Deutschland an Journalen und Schriftstellern ist, so

arm ist es doch wieder an guten Autoren und an frischen gesunden Produkten des Genius und des philosophischen Geistes. Dieser Mangel ist mir, ich gestehe es, noch nie so bekannt gewesen, als seit Erscheinung meines Journals, an dem eine so große und nicht unwichtige Societät Antheil nimmt, und wo es dennoch so schwer hält, dem Publikum immer etwas Befriedigendes vorzulegen. Es gereicht zwar der Nation zum Ruhme, daß sie schwerer zu befriedigen ist, aber es wäre zu wünschen, daß die Geschicklichkeit der Schriftsteller diesen hohen Forderungen auch entsprechen möchte.

An Fortsetzung meiner aesthetischen Briefe habe ich mich diese ganze Zeit über beschäftigt, soweit meine Gesundheit es verstattete, und das sechste Stück, das gegenwärtig unter der Presse ist, wird eilf neue Briefe enthalten. Dürfte ich hoffen, daß diese Unterhaltung Eurer Durchlaucht bey Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt auf dem Lande einige Stunden erheitern könnte, so würde ich darin eine süße Belohnung finden.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion und Dankbarkeit ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 9. Juni 1795. F. Schiller.

Auch das sechste Stück der Horen ist von einem Briefe Schiller's begleitet, worin er sich beim Herzog wegen des freien und die conventionelle Decenz verletzenden Tones der darin abgedruckten Goethe'schen Elegien entschuldigt.

X.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

Nicht ohne Verlegenheit wage ich es, Ew. Herzogl. Durchlaucht das Sechste Stück der Horen zu überreichen.

Die Elegien, welche es enthält, sind vielleicht in einem zu freyen Tone geschrieben, und vielleicht hätte der Gegenstand, den sie behandeln, sie von den Horen ausschließen sollen. Aber die hohe poetische Schönheit, mit der sie geschrieben sind, riß mich hin, und dann gestehe ich,

daß ich zwar eine conventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Decenz dadurch verletzt glaube. Ich werde in einem künftigen Stücke des Journals mir die Freyheit nehmen, mein Glaubensbekenntniß über das, was dem Dichter in Rücksicht auf das Anständige erlaubt und nicht erlaubt ist, ausführlich abzulegen.

Möchte die Fortsetzung meiner Briefe über aesthetische Erziehung, davon dieses Stück eine große Lieferung enthält, von Ew. Durchlaucht nicht ohne Interesse gelesen werden. Ich nähere mich darinn immer mehr meinem Ziele, und hoffe mehreres, was in den vorigen Briefen noch dunkel geblieben ist, darin entwickelt zu haben.

In tiefster Devotion und Ehrerbietung ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 5. Jul. 1795. F. Schiller.

Für das neunte Stück der Horen besitzen wir abermals ein Begleitschreiben von Schillers Hand. Seine Hoffnungen auf den glücklichen Erfolg seiner Zeitschrift sind wieder gestiegen, und das hohe Ziel, welches er sich und seinen Mitarbeitern gesteckt, Tiefe des Gedankens mit Klarheit und Schönheit der Form zu verbinden, scheint ihm nicht ganz unerreichbar. Sein Selbstvertrauen ist kräftiger als zuvor. Den Beifall der Besten will er sich erringen, mag die große Menge sagen, was sie will.

XI.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Wenn die bisher erschienenen Lieferungen der Horen durch ihren speculativen Innhalt sehr oft ermüdend und unfruchtbar gewesen, so ist vielleicht dieses Neunte Stück, welches ich Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst zu überreichen wage, von einem mehr unterhaltenden Innhalt. Mehrere philosophische Ideen sind darinn in ein freyeres poetisches Gewand eingehüllt, und empfehlen sich vielleicht in dieser Gestalt dem Kenner des Schönen.

Nach einer langen Trennung von der poetischen Muse habe auch ich es wieder gewagt, in dieser Gattung Versuche zu machen und möchte es mir gelungen seyn, den Geschmack Euer Durchlaucht und der ganzen feineren Welt mit den bisherigen metaphysischen Uebungen auszusöhnen. Auf jedem Wege, in jeder Form suche ich immer und ewig dasselbe, die Wahrheit. Gelingt es mir auch nicht auf allen, sie zu finden, oder der gefundenen Eingang zu verschaffen, so kann ich von einem Herzen, wie das Ihrige ist, wenigstens Anerkennung meines guten Willens und redlichen Eifers hoffen.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Fridrich Schiller.

Jena, 5. Octob. 1795.

Das letzte Heft des ersten Jahrganges der Horen wird dem Herzog am 9. Januar 1796 überschickt, und in dem beigefügten Brief drückt Schiller offen seine Unzufriedenheit mit der Ausführung dieses von ihm einst mit hoher Begeisterung begonnenen Unternehmens aus. Dennoch tröstet ihn der Gedanke, daß er Großes und Gutes gewollt, und er scheint nur nicht klar mit sich darüber, daß wer Großes und Gutes will, nicht auf den Beifall der Kleinen und Schlechten rechnen darf.

XII.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Mit dem Monathstücke, welches ich Euer Herzogl. Durchlaucht hier unterthänigst überreiche, ist der erste Jahrgang meiner Zeitschrift geendigt und indem ich die zurückgelegte Bahn übersehe, fühle ich lebhaft, wie weit das wirklich geleistete hinter den gerechten Erwartungen der Kenner zurückbleibt. Ich muß befürchten, gnädigster Herr, daß Sie manche unsrer philosophischen Untersuchungen viel zu abstrakt und wissenschaftlich, manche leichtere Unterhaltungen

nicht interessant genug gefunden haben werden, aber an meinem Eifer und guten Willen lag es nicht, daß Ihre Erwartung von beyden nicht mehr befriedigt wurde. Die Forderungen der Gelehrten und die Wünsche des Lesers von Geschmack sind einander gar zu oft entgegen gesetzt: jene verlangen Tiefe und Gründlichkeit, welche leicht eine Dunkelheit und Trockenheit erzeugt, dieser fordert Leichtigkeit und Schönheit, welche gar leicht zu Oberflächlichkeit verleiten. Die große Schwierigkeit, zwischen beyden Klippen glücklich vorbey zu kommen, wird die Mängel unserer Arbeit einigermaßen entschuldigen.

Ich gestehe Ihnen, gnädigster Herr, daß ich bey dieser Zeitschrift mir den Endzweck vorsetzte, die Seichtigkeit im Raisonnement und den geistlosen schlaffen Geschmack in Poesie und Kunst, welche in unsere Zeiten eingerissen haben, nach allen meinen Kräften zu bekämpfen, und den herrschenden Geist der Frivolität durch männlichere Grundsätze zu verdrängen. Mein Unternehmen kann mislingen, aber ich kann nie bereuen, es versucht zu haben.

Dürfte ich mir schmeicheln, vortrefflichster Fürst, daß Ihnen die Fortsetzung dieses Journals nicht gleichgültig seyn werde, mit um so mehr Muth und Vertrauen würde ich den neuen Kreislauf desselben beginnen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 9. Jan. 1796. Fr. Schiller.

Nur noch ein Brief von Schiller hat sich bis jetzt gefunden. Er ist datirt vom 5. Februar 1796 und deutet an, daß der Herzog auch noch in diesem Jahre dem Dichter seinen zuerst nur auf drei Jahre versprochenen Jahrgehalt zugeschickt hatte.

XIII.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Der abermalige Beweis, den ich vor einigen Tagen durch den Kammerrath Kirstein aus Koppenhagen von der gnädigen Gesinnung Eurer Durchlaucht gegen mich empfangen, erneuert bey mir die Empfindung meiner tiefen und großen Verbindlichkeit und ruft mir alles, was ich Ihrer Großmuth schuldig bin, aufs neue lebhaft in's Gedächtniß. Da es für ein Herz wie das Ihrige, keinen höheren Lohn geben

kann, als die Ueberzeugung, Gutes gestiftet und einen edeln Zweck wirklich erreicht zu haben, so darf ich es, ohne Gefahr einer Unbescheidenheit wagen Eure Durchlaucht zu versichern, daß Ihre wohlthätige Absichten bey mir nicht verfehlt worden sind. Die Unabhängigkeit und Muße, welche ich bißher Ihrer Freygebigkeit verdankte, haben es mir möglich gemacht, trotz einer äußerst zerrütteten Gesundheit, meine Kräfte auf einen bedeutenden Zweck mit Beharrlichkeit hinzurichten, und soviel für meine eigene Bildung zu thun, als die Grenzen meiner Kräfte erlaubten. Ohne Ihre Großmuthsvolle Unterstützung hätte ich entweder diesen Zweck aufgeben, oder demselben unterliegen müssen.

Die Schritte welche ich in den letzten vier Jahren zu dem Ziele gethan habe, das vor meiner Seele steht, sind schneller und wichtiger gewesen, als alle, die ich vorher dazu habe machen können, und wem sonst als Ihnen, Vortreflichster, und Ihrem edeln Freunde danke ich dieses Glück. Mit gerührtem Herzen schreibe ich dieses nieder und das tiefe Gefühl meiner

Verpflichtung wird unauslöschlich in meiner Seele leben.

Mit unbegrenzter Devotion und Verehrung ersterbe ich

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 5. Febr. 1796. Fr. Schiller.

Trotz aller Nachforschungen an verschiedenen Orten haben sich bis jetzt keine weiteren Briefe in den Archiven des Herzoglichen Hauses gefunden. Ich verdanke Herrn Professor Gödeke die Mittheilung, daß Schiller nach seinem gedruckten Kalender noch folgende Briefe an den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg richtete: am 11. März 1796, am 22. März 1796, am 27. März 1796, am 21. October 1796, am 25. November 1796 und am 16. Januar 1797. In Privatbesitz befinden sich die drei oben erwähnten Briefe des Herzogs vom 7. Jan. 1792, vom 4. April 1794, und vom 10. März 1795;

so wie noch mehrere Briefe von Baggesen und Graf Schimmelmann an Schiller, die hoffentlich bald den Freunden Schillers mitgetheilt werden.

Schiller starb am 9. Mai 1805; neun Jahre nachher der Herzog, am 14. Juni 1814. Sein Name hat einen guten Klang in der Geschichte Dänemarks, und in den ruhmreichen Annalen seines eigenen Hauses wird er stets eine Ehrenstelle füllen. Er war es, der zum Nachfolger Carl's XIII. ausersehen, die Königskrone von Schweden ausschlug. Schwerlich aber hat der edle Fürst, als er, dem Zuge seines Herzens folgend, dem armen Professor Schiller in Jena einen Jahrgehalt aussetzte, daran gedacht, daß er dadurch seinen Namen auf die ehernen Gedenkbücher der Weltgeschichte schreiben würde, ja, was noch weit mehr ist, daß diese seine einfache, schöne That wie ein frischer Hauch die spätesten Geschlechter zu gleichem Thun beleben, daß sie fortwährend Schöneres gebären und, wie ein Samenkorn, zu höherem Loos erblühen werde.

So mächtig kann der Einzelne wirken, wenn er will, wenn er dem ersten Zuge des Herzens folgt, wenn er Glauben an sich und an die Menschen hat. Schon in meinem Aufsatz über Schiller (1859) (Essays, dritter Band, p. 73) war es meine hauptsächliche Absicht, recht klar nachzuweisen, wie Schiller's menschliche und dichterische Entwickelung meist durch den Einfluß großer Persönlichkeiten, mit denen ihn sein guter Stern zusammenführte, bestimmt worden war. Man hat das wollen in Abrede stellen, und was kann man nicht alles in Abrede stellen? Aber Schiller fühlte dies selbst und sprach es einmal deutlich in einem Brief vom 23. November 1800 an die Gräfin Schimmelmann, die Frau des dänischen Ministers, aus: „Was ich Gutes haben mag," sagt er, „ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidendsten Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens."

Das unerwartete großmüthige Auftreten des

Herzogs von Schleswig-Holstein-Augustenburg bezeichnet jedenfalls eines der entscheidenden Momente in der Entwickelung des Schiller'schen Genius, und es ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß, ohne diese Erscheinung, der Lebensweg des Dichters wahrscheinlich ein ganz anderer geworden wäre. Ein Dichter wird freilich geboren, aber er wird auch gemacht; er wird gemacht durch sein Volk, das ihn versteht und liebt. Wo im Volke Liebe und Verständniß fehlen, da gedeiht die Dichtung so wenig, als die Rose duftet ohne Sonnenschein, und in diesem Sinne ist jede große Dichtung ein Volksgedicht. Es ist ganz wahr, ein Volk macht keine Volkslieder, aber es macht den Dichter, der ihm seine Lieder aus dem Geist und aus der Seele heraus singt. Nur durch vereintes Wollen und Verstehen entsteht ein Volkslied, und ebenso eine Volksliteratur. Der Dichter selbst ist das Kind seiner Zeit, er muß seine Zeit und sein Volk verstehen, er muß Fühlung mit der Vergangenheit und Gegenwart und einen prophetischen Blick in die Zukunft haben. Er muß sicheren Schrittes vorangehen,

ohne sich umzublicken; aber das Volk muß ihm folgen können und folgen wollen, sonst verschwindet er wie ein Schatten, wie schon mancher Dichter verschwunden ist.

Das war eben einer der schönsten Charakterzüge der Weimar'schen Glanzperiode, daß die Menschen noch die Kunst besaßen, das Schöne zu entdecken und das Unschöne zu überwinden. Man verstand zu genießen. Man liebte und lobte das Schöne, und weil man wußte, wie schwer die Kunst sei, so schüttelte man nicht den Kopf bei jeder falschen Note, wie man es jetzt thut, um sein feines Ohr zu beweisen. Wie selten die Gabe der Bewunderung, wie schwer die Kunst des Lobes ist, das scheinen die nicht zu ahnen, durch deren Schuld der Name des Kritikers die fast ausschließliche Bedeutung des Tadlers erhalten hat. Als Baggesen und der Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg und der Graf Schimmelmann den hohen Flug des Schiller'schen Genius bewunderten und ihrer Bewunderung einen thatkräftigen Ausdruck geben wollten, da gab es gewiß auch geistreiche Hofdamen und

schriftstellernde Legationsräthe in Kopenhagen, die sagten: „Aber Durchlaucht, bedenken Sie, was Sie thun. Der Schiller ist allerdings in gewissen Schichten der Gesellschaft in Deutschland sehr populär. Aber es sind doch eigentlich nur wilde Studenten und überspannte Hofdamen, die für ihn schwärmen; bei competenten Richtern gelten seine Sachen für verfehlt. Er ist kein Classiker, wie Gellert oder Klopstock. Und, Excellenz, seine politischen und religiösen Gesinnungen! Er soll ein Demokrat, ein Atheist sein. Wäre es nicht besser, zu warten und genauere Erkundigungen über den Dichter der Räuber anzustellen?" Das ist der Mehlthau, der alle frischen Regungen verdorren macht, während aufrichtige Bewunderung und Theilnahme, wie Frühlingsregen und Sonnenschein, die versteckten Knospen des Genius an allen Enden zur Blüthe und Frucht treibt. Es ist gar keine Frage, der Herzog von Holstein-Augustenburg hätte sich täuschen können. Schiller's Geist konnte den Leiden seines Körpers erliegen, ohne einen Wallenstein, ohne einen Wilhelm Tell geschaffen

zu haben. Und was dann? Besser, sich hundertmal in der Bewunderung und Liebe zu täuschen, als den Muth zur Bewunderung und Liebe zu verlieren. Dieser Muth eben fehlt uns. Es fehlt uns nicht an Bewunderungswürdigem, es fehlt uns am Talent der Bewunderung. Wir haben große Dichter, große Künstler, große Gelehrte, große Staatsmänner, große Fürsten; was wir nicht mehr haben, ist ein großes, ein großmüthiges Volk.

Schiller und Goethe erscheinen uns jetzt von einem classischen Nimbus umgeben. Man denkt, es verstehe sich ganz von selbst, daß solche Geistesheroen Anerkennung und Bewunderung fänden. Man lese aber nur die Journale aus damaliger Zeit, und man wird sich leicht überzeugen, daß auch Schiller und Goethe entdeckt werden mußten. Friedrich der Große sprach von Götz von Berlichingen als ces platitudes dégoûtantes. Goethe warf Schiller's Räuber und Fiesco in dieselbe Classe wie Heinse's Ardinghello. Ja noch später, als Goethe und Schiller bereits ihr literarisches Duumvirat angetreten und in den Horen eine kritische Dictatur zu üben

suchten, fiel der gebildete Pöbel in den deutschen Zeitschriften ganz unbarmherzig über sie her. Es hat sich herausgestellt, daß Cotta, der Verleger der Horen, lobende Besprechungen der neuen Zeitschrift bei der damals einflußreichen Jenaischen Literatur-Zeitung bestellt hatte. Es scheint uns unbegreiflich, daß ein Mann wie Schiller sich zu solchen Erbärmlichkeiten herablassen konnte. Und doch, so war's; und ganz natürlich nahm ein mit solchen Mitteln unterstütztes Unternehmen ein klägliches Ende, trotz Schiller, trotz Goethe. Schiller klagt über die naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier der namentlich von der Schlegel-schen Partei gegen ihn gerichteten Kritik. Er schimpft ganz wie moderne Poeten über allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht für's äußerst Mittelmäßige, Augendienerei, Katzenbuckelgeberden, Leerheit, Lahmheit u. s. w., und erhielt natürlich ganz dieselbe Münze zurück.

Ich erwähne dies Alles nur, um zu zeigen, daß, wenn das wahrhaft Große einmal entdeckt ist, Jedermann es bewundern kann, daß aber

zu allem wahrhaft Großen zwei Kräfte gehören, eine schaffende und eine empfangende. Die Welt ist reich, auch jetzt noch; die Edelsteine sind da, aber was nützen sie, wenn das Huhn nur nach Gerstenkörnern scharrt? Ist das Meer schön für den Häringsfänger? Ist die Wüste schön für den Kameeltreiber? Sind die Berge schön für den laufenden Boten? Was uns fehlt, ist Sympathie, Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid. Wir werden vielleicht nie wieder schwärmen lernen, wie der edle Herzog von Holstein, wie Graf Schimmelmann, Baggesen und seine Freunde. Aber was das jetzige Geschlecht lernen kann und soll, die Jungen ebenso wie die Alten — das ist Muth und Ausdauer, um das Schöne zu entdecken, Lust und Freude, um das Schöne zu verkünden, Hingebung und Dankbarkeit, um das Schöne zu genießen, — mit einem Worte, Liebe, im alten, wahren, ewigen Sinn des Wortes. Man schaffe nur den Staub der Eitelkeit, die Spinnewebe der Selbstsucht, den Schmutz des Neides weg, und das alte deutsche Menschenbild wird bald zum Vorschein kommen, so wie

es war, als es noch „Millionen umschlingen“ konnte. Die alte Menschenliebe, die wahre Quelle aller Humanität ist noch da, sie kann im deutschen Volke nie ganz verschüttet werden. Wer in diesen Jungbrunnen hinabsteigen, wer wieder zu sich kommen, wer wieder das sein kann, was er ursprünglich war — der liebt das Schöne, wo er es auch findet, der sagt mit Schiller, das Leben ist doch schön, der genießt und schwärmt, wenn nicht am „donnernden Weltmeer“, doch in den wenigen stillen Stunden, die er sich dann und wann im geräuschvollen, ja betäubenden Treiben der Zeit erkämpft.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.